

Diskussion über "Die deutschen Stämme"

Hertz, Friedrich; Gierlichs, Willy; Sombart, Werner; Tritesch, Walter; Busse, Kurt H.; Prinz, Arthur; Nadler J.; Eulenburg, Franz; Tönnies, Ferdinand

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hertz, F., Gierlichs, W., Sombart, W., Tritesch, W., Busse, K. H., Prinz, A., ... Tönnies, F. (1931). Diskussion über "Die deutschen Stämme". In *Verhandlungen des 7. Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen* (S. 268-278). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-405687>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

V. Diskussion.

Prof. Friedrich Hertz (Halle):

Es hat sich wohl aus allen Referaten ergeben, daß das Stammesproblem zwar äußerst anregend ist, daß aber der Begriff des Stammes ungemein schwer abgrenzbar und wandelbar ist, wenn wir in die Geschichte zurückgreifen. Treitschke hat einmal in sehr sarkastischer Weise von jenen deutschen Stämmen gesprochen, von denen man nie etwas gehört hatte, bevor Napoleons Gnade sie erschuf. Es ist wohl ein Hauptverdienst des eben gehörten Vortrages, auf die große Einwirkung des politischen, staatlichen Moments auf die Stammesbildung hingewiesen zu haben. Ich kann mich dem nur vollkommen anschließen.

Im allgemeinen sehen wir, daß die Meinungen über geistige Eigenarten deutscher Stämme oder anderer Teile des deutschen Volkes oft sehr weit zurückgehen. Wir finden Meinungen, die heute noch vertreten werden, schon vor Jahrhunderten ausgesprochen. Aber wir können sehr selten feststellen, ob es sich wirklich um das Gleichbleiben bestimmter Eigenheiten handelt, oder ob nur die Meinungen sich gleich geblieben sind, bzw. ob die modernen Meinungen nicht ihre Wurzel in irgendwelchen weit zurückliegenden, heute vergessenen historischen Tatsachen haben.

Andererseits finden wir aber, daß die Ansichten von der Stammesart sich im Laufe der Zeit auch sehr gewandelt haben. Die Schwaben, die einstmals die Reichssturmefahne geführt haben, von deren schwäbischen Hieben so viel die Rede war, sind dann später nach dem Verfall ihres Stammesherzogtums, nach der großen Zersplitterung, in der öffentlichen Meinung zu einem Volk von Eigenbrödlern, von sonderbaren Käuzen, von Philistern geworden. Bei all diesen Meinungen spielen sehr viel die Spöttereien der Nachbarn gegeneinander mit, wie z. B. immer die Bayern auf die Schwaben gehackt haben und ähnliche Dinge mehr. Wir dürfen dem wohl kein allzugroßes Gewicht beilegen.

Ich möchte mich darauf beschränken, eines hervorzuheben. Bei den Meinungen über Stammeseigenart werden sehr verschiedene Dinge zusammengeworfen. Man spricht einestils vom Stammescharakter im Sinne eines angeborenen Rassecharakters. Das ist eigentlich die dem Worte gemäßeste Auffassung und auch die weitaus vorherrschende; denn Stamm bedeutet schließlich eine Abstammungsgemeinschaft, und es scheint mir nicht ungefährlich zu sein, wenn man von Struktureinheiten kultureller Art spricht und das dann plötzlich mit den Stämmen in Zusammenhang bringt. Aber auf das Rassenproblem kann ich hier nicht eingehen, sondern nur soviel sagen: Ich halte es auf Grund ziemlich umfangreicher Studien, die ich veröffentlicht habe, für sehr

wahrscheinlich, daß es unter den Rassen gewisse Temperamentsverschiedenheiten gibt. Daß es aber tiefgehende geistige Unterschiede zwischen den näher bekannten Rassen gibt, ist bisher niemals bewiesen worden, und die große Mehrzahl der maßgebenden Ethnologen ist ganz und gar gegen diese Vorstellung.

Eine ganz verschiedene Vorstellung, die sich auch oft mit dem Wort Stammescharakter verbindet, ist die, welche meist als Volksgeist aufgetreten ist, Volksgeist im Sinne einer alten Tradition, einer Wertordnung, die deshalb angenommen wird, weil sie auf der Überlieferung beruht. Hauptbeispiel ist die Sprache, die für mich ein Wert ist, einerlei, ob es eine große oder kleine Sprache ist, eine hoch oder einfach organisierte. Sie ist meine Muttersprache und deshalb ein Wert. Das ist ein sehr bezeichnendes Beispiel für den sogenannten Volksgeist, der nach rückwärts blickt und sich darauf gründet, daß es eben ein altes Herkommen ist, ohne daß es aber angestammt, angeboren ist.

Ein dritter Begriff ist das, was man insbesondere im 18. Jahrhundert Nationalcharakter genannt hat. Der Begriff ist später durch den romantischen Volksgeist sehr zurückgedrängt worden. Der Nationalcharakter, der ein Lieblingsbegriff der ganzen Aufklärung war, ist ganz etwas anderes. Sein Wesen liegt in der Idealbildung. Er blickt nach vorwärts und nicht nach rückwärts wie der Volksgeist. Er ist insbesondere sehr stark mit dem Streben nach der Bildung einer politischen Nation, nach politischer Einheit, Freiheit, Besonderheit und Geltung verknüpft, während das für den Volksgeist ganz und gar nicht gilt. Kurz, es sind das sehr streng auseinanderzuhaltende Begriffe, einesteils der rassenmäßige, angeborene Instinkt, dann der auf Tradition und alter Gewohnheit beruhende Volksgeist und schließlich der Nationalcharakter, der in der Idealbildung besteht. Wenn heute etwa davon gesprochen wird, es sei die Treue die Eigenart eines Volkes, so kann doch nicht davon die Rede sein, daß das rassenmäßig angeboren ist, sondern man meint, es sei dies ein vorwaltendes Ideal des Volkes.

Eine vierte Möglichkeit, die auch sehr oft mit dem Stammescharakter verwechselt wird, ist der Landschaftscharakter, der Charakter eines Kulturkreises, eines bestimmten Ortes. Man schreibt etwa dem Wiener oder Oesterreicher eine besondere musikalische Anlage zu. Aber wer behaupten wollte, daß das rassenmäßig gegeben ist, der würde sich täuschen; denn sehr viele von den großen Tondichtern, die in Wien gelebt und gewirkt haben, stammten nicht aus Wien, ja nicht einmal aus Österreich, so Gluck, Beethoven, Brahms, Richard Strauß. Mozart wurde in Salzburg geboren, sein Vater war aus Augsburg eingewandert. Schubert war Wiener, seine Vorfahren kamen aus Schlesien. Die Vorfahren von Johann Strauß sollen aus Spanien stammen, Gustav Mahler war ein Jude aus Mähren. Der Herkunft nach Oesterreicher waren Haydn, Bruckner, Wolf. Die Musikalität Wiens liegt also schwerlich in der Rasse. Eher wurzelt sie in der kulturellen Eigenart Wiens. Es ist die Tradition, die vielleicht historisch-soziologisch erklärt werden kann, die aber mit Rassencharakter kaum viel zu tun hat.

Der Erforschung eines Stammescharakters stellt sich vor allem die Unmöglichkeit einer Abgrenzung entgegen. Wir können den Stamm nicht somatisch abgrenzen. Hellpach hat zwar ein fränkisches und ein schwäbisches Gesicht unterschieden. Aber Hellpach selbst faßt mindestens das fränkische Gesicht nicht als Rassencharakter auf, eher das schwäbische Gesicht. Aber das sind wohl noch sehr unsichere Dinge.

Die Mundarten sind aber auch keine Abgrenzungsmerkmale; denn die Grenzen zwischen den einzelnen Dialekten haben sich sehr verschoben. Wir wissen, daß etwa Nürnberg im Mittelalter bayrisch gesprochen hat, und heute spricht es fränkisch. Früher bildete der Lech eine scharfe Grenze zwischen Schwäbisch und Fränkisch. Es ist noch gar nicht lange her, daß dieser Fluß aufgehört hat, die Staatsgrenze zu bilden, und schon ist eine große Zwischenzone da, wo die Dialekte sich mischen. Dergleichen Dinge kann man viele anführen.

Noch weniger scheint es mir angängig, daß man einfach große Männer als Äußerungen eines Stammescharakters auffaßt. Das ist eine äußerst problematische Sache, insbesondere weil in den geistig regsamsten Kreisen die Wanderungsbewegung immer am stärksten war.

Ich schließe also mit folgendem Satz: Es scheint mir äußerst fruchtbar und wertvoll, wenn hier insbesondere von Herrn Prof. Nadler die Erforschung der Psychologie von Struktureinheiten, von Kulturkreisen als Programm aufgestellt wurde. Aber der Stamm bildet innerhalb einer solchen Struktureinheit doch nur eine Unbekannte in einer Gleichung mit vielen Unbekannten, deren Lösung uns unmöglich ist, weil wir nicht genug Gleichungen gegeben haben. Deshalb ist es außerordentlich schwierig, ja ich glaube, fast hoffnungslos, aus der Analyse solcher Struktureinheiten etwas zu erschließen, was für den Stammescharakter verwertet werden kann.

Dr. Gierlichs:

Ich darf an die Äußerung eines Diskussionsredners vom heutigen Vormittag anschließen. Herr Prof. Stegun sagte nämlich, daß man, will man Soziologie betreiben, von den Gegenwartszuständen ausgehen sollte und vielleicht durch die retrospektive Betrachtung schließlich auf Zukünftiges schließen könne. Wenn ich auch mit der Formulierung von Herrn Prof. Stegun: »Gegenwartszustände« nicht einverstanden sein kann, sondern glaube, daß auch die Gegenwart stets und ständig in sozialer Bewegung ist, so möchte ich doch annehmen, daß, wenn wir uns soziologisch mit dem Problem des Stammes beschäftigen wollen, wir am besten tun, uns die Gegenwart einmal auf das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Stämmen oder stammähnlichen Gebilden anzusehen. Daß dabei natürlich diese außerordentlich wertvollen, ich möchte sie nennen: außersozilogischen Voraussetzungen der anderen Wissenschaften, wie etwa der Geschichte, der Literaturgeschichte und der Anthropologie nicht übergangen werden können, sondern ungeheuer wichtig sind, darf am Rande erwähnt werden.

Wenn bei der Systematik der Beziehungs- und Gebildelehre von Wiese den Stamm in die Gebilde eingliedert, die er als soziologisch-biologische bezeichnet hat, so dürfte das wohl auch mit den Auffassungen und Äußerungen der heutigen Redner übereinstimmen. Nur will mir dabei ein Satz nicht ganz einleuchten, den Herr Prof. Aubin zum Schluß sagte, nämlich, daß er die eventuelle Möglichkeit zu Neubildungen von Stämmen sehe, die nur soziologisch bedingt sein könnten, wenn man von der räumlichen Bezogenheit absehen will. Es müßte dann auch hier wieder einer besonderen Abgrenzung hinsichtlich der biologischen Grundlage des Stammes das Wort geredet werden.

Wenn wir heute in das Leben hineinschauen und hier vom Stamm-tisch heimattreuer Rheinländer, dort vom Ostpreußentag und an dieser

Stelle vom Schwälmer Trachtenfest hören, dann müssen diese Dinge wahrscheinlich doch irgendwelchen Bezug auch auf den heute von uns zu untersuchenden Gegenstand haben. Ich möchte glauben, daß gerade heute, wo, wie wir gehört haben, der Stamm als reiner Typus eines sozialen Gebildes nicht mehr besteht, dem Soziologen zwar schwierigere, aber auch interessantere Aufgaben deshalb erwachsen sind, weil wir jetzt nicht nur den Typ als solchen, den man eventuell auch theoretisch darlegen kann, herauszufinden haben, sondern die viel verzwickteren und komplizierteren Zerfalls- und Vermischungerscheinungen zu untersuchen haben, diese Übergänge, die wir, wie Scheler gesagt hat, geradezu als typisch für unser Zeitalter ansehen können. Auf der anderen Seite haben neben diesen Zerfallerscheinungen die eventuellen Möglichkeiten von Neubildungen dieses sozialen Gebildes Stamm uns zu interessieren.

Bei der Umreibung des Begriffes Stamm als soziales Gebilde käme es darauf an, einmal zu untersuchen, welche erhaltenden oder welche destruktiven Elemente da sind, wie weit auch heute noch die räumliche Geschlossenheit als Grundlage des Stammes anzusehen ist, wieweit darüber hinaus der aus dem Stammgebiet Ausgewanderte doch noch zum Stamme sich zugehörig fühlt, wie weit er emotional oder zweckrational noch den Anschluß an den Stamm sucht. Ich darf als Vergleich die auf Grund der Beziehungslehre seinerzeit analysierte Nachbarschaft als soziales Gebilde erwähnen, bei der nachgewiesen worden ist, daß auch der aus der räumlichen Nähe Fortgezogene doch noch zur Nachbarschaft als sozialem Gebilde gehören kann.

Es wäre weiterhin die große Frage des Stammes und seiner Funktion im Staatsleben zu erörtern, wie weit eventuell auch der Stamm als Faktor für die staatliche Politik von Wichtigkeit wäre. Aber alle diese Dinge möchte ich im einzelnen nicht erörtern. Vielleicht darf ich noch auf eines hinweisen, nämlich auf die Tatsache, wieweit nun der Stamm oder das Stammesbewußtsein auf die kleineren Gruppen, die in diesem Gebilde enthalten sind, und auf die Einzelmenschen als Träger dieses Stammesbewußtseins einwirken, wieweit sich die Einzelnen heute zu einer gewissen Selbständigkeit losgelöst haben oder inwiefern sie sich noch an dieses soziale Gebilde Stamm hingeben.

Schließlich und endlich wäre auch sicherlich interessant und für die weitere Erforschung des sozialen Gebildes Stamm von Wichtigkeit, einmal zu sehen, wie sich die verschiedenen Klassen und Berufe, wie sich die verschiedenen Altersgruppen etwa zu diesem Stammesbewußtsein und zum Stamm selbst verhalten. Ich glaube sicherlich, daß alle diese Probleme von einer empirisch-realistischen Soziologie, die sich mit dem Stamm als sozialem Gebilde beschäftigt, berücksichtigt werden müssen.

Geheimrat Prof. Dr. S o m b a r t:

Ich will nur zwei Worte zu dem Begriff Stamm sagen. Meine verehrten Damen und Herren! Der Stamm als eine Angelegenheit der Blutsverwandtschaft und Abkommenschaft geht uns überhaupt nichts an. Er ist kein soziologischer Begriff. Er ist natürlich für soziologische Betrachtungen von außerordentlicher Bedeutung; aber solange ich nichts vor mir habe als eine blutmäßig verbundene Gruppe von Menschen, habe ich keinen soziologischen Tatbestand vor mir, denn sonst würde ich denselben Tatbestand auch bei einem Volke von Rebhühnern

oder bei einem Stamm von Hirschen u. dgl. haben. Erst wenn irgendeine geistige Einheit diese Gruppe zusammenfügt, kommt sie in den Bereich der Soziologie. Das sollten wir vor allem festhalten. Das, was gerade ein Vertreter eines anderen Fachs, Herr Aubin, hier gesagt hat, lenkt uns unmittelbar zu dieser Betrachtung hin. Wir haben immer zu fragen: Wo ist das geistige Band, das diese Gruppe von Menschen zusammenhält und darum erst überhaupt einen Verband bildet und dadurch erst selbst Gegenstand der Soziologie wird?

Dieses geistige Band kann außerordentlich verschieden sein, z. B. die gemeinsame Erinnerung, das gemeinsame Erleben — ich muß hinzufügen — im Bewußtsein; gemeinsames Erleben hat auch ein Volk Rebhühner, aber das gemeinsame Erleben der Menschen macht sie erst dadurch zu einer soziologischen Gruppe, daß es ins Bewußtsein gelangt. Das Band kann die Tradition sein. Das sind alles Momente, auf die auch Herr Hertz schon hingewiesen hat, die den Terminus a quo bestimmen, von denen wir diejenigen Momente zu unterscheiden haben, die den Terminus ad quem bestimmen. Ich unterscheide in diesem Sinne Volk und Nation. Volk ist diejenige soziologische Gruppe, die eine gemeinsame Tradition hat. Nation ist eine Gruppe, die ein gemeinsames Ziel hat. Aber ich will hier auf das einzelne nicht eingehen. Ich möchte das nur als Anregung für die Diskussion geben: wir müssen zwischen dem naturwissenschaftlich-biologischen Begriff Stamm und einem soziologischen Begriff unterscheiden. Ich wiederhole noch einmal: Blutsverwandtschaft, Ortszusammengehörigkeit usw. ergeben keine soziologischen Gruppen. Eine soziologische Gruppe entsteht auch nicht dadurch, daß die Leute um einen Kirchturm herum wohnen, sondern sie müssen irgendein geistiges Band haben, das sie vereinigt, welcher Art es auch immer sei: Einheitliches Ziel, Verfassung, kirchlicher Zusammenschluß oder sonst etwas; die biologische Tatsache der Blutsverwandtschaft, die ich außerordentlich hoch einschätze für die Gesellschaftsbildung, ist von uns immer nur als *B e d i n g u n g* für gesellschaftliches Leben zu betrachten. Es kann aber niemals aus ihr heraus gesellschaftliches Leben erwachsen.

Dr. Walter T r i t s c h:

Ich möchte Herrn Prof. Nadler nur Gelegenheit geben, ein Mißverständnis in seinem Schlußwort aufzuklären. Er hat in seinen Ausführungen über die Feststellung von Genealogien gesagt, daß er sich bei Herkunftsfragen nicht selten auf die Häufigkeit von Namen berufe, die in einer geschlossenen Siedlung vorkommen. Ich habe in der Pause feststellen können, daß das von verschiedenen Herren mißverstanden worden ist. Auch ich kenne z. B. einen Fall: da hat ein junger wendischer Bauer im 16. Jahrhundert eine alte steierische Bäuerin geheiratet. Die Frau hieß übrigens Ramsauer, der Hof Ramsauerhof, — und dieser Name, den der junge wendische Bauer nach dem bald darauf erfolgten Tode der alten Bäuerin weiterführte, hat sich dann durch ihn in dem Ort erheblich verbreitet; in der ganzen Gegend heißt heute fast jeder zweite Ramsauer. Aus dem Umstand, daß hier ein einzigesmal wendisches Blut hereingekommen ist und sich der (deutsche) Name dann daraufhin so verbreitet hat, kann man also gar keine Schlüsse auf rassische Herkunft ziehen, auch nicht, wenn es sich um die Häufigkeit eines Namens in geschlossenen Siedlungen

handelt. Herr Prof. Nadler hat aber sicherlich etwas ganz anderes gemeint und wird dieses Mißverständnis wohl in seinem Schlußwort richtigstellen.

Da ich nun einmal das Wort ergriffen habe, möchte ich wenigstens noch einen einzigen Satz über die soziologische Seite des Rassenzuordnungsproblems sagen: Die Forschungen über nur blutmäßige Zusammenhänge sind alt, ebenso die Forschungen über Zusammenhänge nur geistiger Dinge. Was die Soziologie hier leisten kann und soll, ist wohl die Erkenntnis, gegen die auch heute noch immer sehr viel gesündigt wird, daß Blut ohne Geist blind ist und Geist ohne Blut leer.

Dr. Kurt H. Busse (Hannover):

Meine Damen und Herren! Ich möchte mir hier nur erlauben, den heute viel erörterten Begriff der Geopolitik zu erwähnen. Herr A u b i n selbst hat ihn zwar nicht direkt gebraucht. Wenn er aber z. B. feststellte, daß Naturscheiden durchaus noch keine Stammescheiden sind, oder daß auch der Limes keine Stammesgrenze abgegeben hat, so hat er in ausgezeichneter Weise die Abgrenzung zwischen »Natur« und »Gesellschaft« vollzogen. Würden früher vielleicht die geographischen, so heute bestimmt die soziologischen Faktoren unterschätzt, insbesondere gerade von der Geopolitik. Ihre geographische Einseitigkeit bedeutet eine wirkliche Verengung der großen Gedankensysteme eines Kjellen, der doch die Demopolitik und Kratopolitik usw. durchaus neben die Geopolitik setzte. In ähnlicher Weise, wie die geographischen, werden auch die anthropologischen Faktoren oft hypostasiert. Darauf zielte wohl auch Geheimrat S o m b a r t ab, wenn er jene unklare Vermischung von biologischen und soziologischen Betrachtungsweisen verwirft. Auch Prof. H e r t z hat der Rassenmystik seine Kritik gewidmet. Erst die wechselseitige Durchdringung aller dieser Faktoren, vielfach auch ihre Überlagerung ergibt die Individuation desjenigen sozialen Gebildes, als welches uns hier die Entstehung des Stammes so glänzend geschildert wurde.

Ein zweites Gebiet möchte ich hier noch anführen, das gerade Prof. A u b i n nicht unbekannt ist, nämlich die Dialektgeographie, die ja ihm, wie den Herren W r e d e und F r i n g s eine ganz neuartige Entwicklung verdankt. Auch die Sprachentwicklung nämlich verläuft keineswegs nach einem autonomen geistigen Gesetz, sondern erweist sich als soziologisch vorbedingt durch oft ganz zufällige politische, konfessionelle und sonstige Einflüsse geformt.

Auch die V o l k s k u n d e — die in der Abteilung für Soziographie von einem ausgezeichneten Soziologen offenbar verkannt wurde — glaubt heute keineswegs mehr an eine mystische »Volksseele«, sondern sie hat diese gerade vollkommen entzaubert und hat ganz umgekehrt bewiesen, daß z. B. sämtliche Volkslieder verblaßte Ritterpoesie seien und nichts als dieses, d. h. nur »gesunkenes Kulturgut«, das von den oberen zu den unteren Schichten gewandert ist. Überhaupt dürften die sozialen Klassen als vertikale Gliederung neben den nationalen (d. h. horizontalen) Stammesdifferenzierungen auch sehr entscheidend sein für die historischen Stilwandlungen, deren individuelle Träger eben von beiden vorgeprägt erscheinen. In diesem Sinne möchte ich auch Prof. N a d l e r durchaus zustimmen, wenn

er auch in der Literaturgeschichte die überwiegende Biographik durch eine Soziographik ersetzen will.

Dr. Arthur Prinz:

Meine Damen und Herren! Ich möchte mich auf einige Einwürfe gegen das beschränken, was Herr Prof. Hertz gesagt hat, und zwar besonders gegen seine These, in der er es ablehnt, das Genie als Äußerung eines Stammescharakters zu betrachten. Ich möchte da auf die, wie mir scheint, außerordentlich bedeutsamen Untersuchungen von Ernst Kretzschmer, Professor der Psychiatrie in Marburg, hinweisen, der in sein schönes Werk »Geniale Menschen« ein sehr vorsichtiges und gründliches Kapitel über »Genie und Rasse« eingeflochten hat. Herr Prof. Hertz sprach davon, daß es nicht anginge, etwa aus der Tatsache, daß Wien ein musikalisches Zentrum ist, nun zu folgern, die Wiener seien selbst irgendwie besonders musikalisch. Dagegen weist nun Kretzschmer gerade darauf hin, daß die musikalische Kultur Europas überhaupt ein weltgeschichtliches Unikum ist, und daß sich Höhepunkte dieser musikalischen Kultur nur da finden, wo eine ganz besonders starke Beimischung der alpinen Rasse unbedingt nachweisbar ist, und zwar erstens in den Ländern Österreichs, also um Wien herum und in Böhmen, dann weiter nach Sachsen hinein, wo auch noch die alpine Rassenbeimischung stark ist, und zweitens nach Frankreich, besonders Südfrankreich, hin und nach Norditalien. Mit diesen drei Völkern sind im wesentlichen tatsächlich die musikalischen Genies erschöpft. Es ist auch gerade aus den eigentlichen Österreichern eine ganze Fülle von musikalischen Genies hervorgegangen, und ich glaube, das war die Vorbedingung dafür, daß dann die musikalischen Genies aus Norddeutschland, wie Herr Prof. Hertz hervorgehoben hat, gerade nach Österreich eingewandert sind. Woher käme es sonst, daß Wien ein solches musikalisches Zentrum geworden ist? (Zuruf von Prof. Hertz: Hofkapelle!) — Ich will nicht allzuweit auf einzelnes eingehen, aber ich glaube, selbst die Hofkapelle konnte doch nur bestehen, wenn eine ganz starke Resonanz bei den Wienern vorhanden war.

Ich möchte dann noch auf einige Tatsachen hinweisen, die Prof. Kretzschmer dargelegt hat. Kretzschmer ist sicher ein Mann, der dem modernen Rassenschwindel und der Rassenmystik gänzlich abgeneigt ist, und der etwa das, was man heute in einer gewissen Presse und Zeitschriftenliteratur über Rassen liest, nur ganz ironisch von oben herab erwähnt. Kretzschmer weist aber auf die Tatsache hin, daß sich die Religionskarte Europas weithin mit der Rassenkarte deckt. Die protestantische Religion hat sich nämlich in ganz großem Maße da durchgesetzt, wo eine starke nordische Rassenbeimischung stattgefunden hat, während sich da, wo die viel sinnlichere, sinnenfreudigere alpine Rasse stärker ist, der Katholizismus viel besser gehalten hat. Kretzschmer macht auch noch im einzelnen auf sehr feine Unterschiede innerhalb des Katholizismus aufmerksam, wie er sich entsprechend den verschiedenen Rassen verschieden gefärbt hat. Z. B. unterscheidet er eine viel strengere asketische Richtung des Katholizismus in Spanien, wo nicht die alpine, sondern die mediterrane Rasse vorherrscht, gegenüber der viel sinnlicheren, farbigeren katholischen Richtung in Frankreich, Italien usw.

Kretzschmer weist endlich darauf hin — das erwähne ich nur noch als Beispiel —, daß man die Rassenmischung auch klar an der Art der Baukunst erkennen kann. Z. B. ist die Gotik stark verwandt dem mehr abstrakten, asketischen Geist des nordischen Menschen, während wiederum die Blütezone des wärmeren, üppigeren Barocks sich weitgehend mit dem Verbreitungsgebiet der alpinen Rasse deckt. Ich glaube, daß Herr Prof. Hertz aus Abneigung gegen die moderne Rassenmystik doch etwas zu weit gegangen ist, und daß hier jedenfalls noch viele Gebiete für fruchtbare Forschung liegen.

Prof. H e r t z:

Es ist unmöglich, wenn in allerletzter Minute das gesamte Rassenproblem aufgerollt wird, darüber noch ausführlich zu reden. Aber ich hoffe, daß sich dazu vielleicht eine andere Gelegenheit bieten wird. Ich will nur noch bemerken, daß ich den Zusammenhang zwischen Religion und Rasse durchaus bestreite. Ich habe mich darüber an anderer Stelle schon eingehend geäußert. Alle diese naturwissenschaftlichen Erklärungsversuche leiden an einem Mangel geschichtlicher Kenntnisse.

Schlußwort von Prof. N a d l e r:

Meine Damen und Herren! Nur ganz kurz das Wesentliche! Ich bin Ihnen allen dankbar, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, einige offenkundige Mißverständnisse zu beseitigen. Wenn man sich 20 Jahre lang mit einer Sache beschäftigt wie ich und Gelegenheit hat, in fortschreitenden Auflagen das zu verwerten, was man hinzugelernt hat, so überlegt man sich alles sehr wohl. Es ist meines Wissens überhaupt zum erstenmal, daß wir Gelegenheit haben, uns öffentlich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Wenn es öfters geschehen wäre, würde man sich schon viel besser verstehen. Denn ich habe das Gefühl und könnte es zum Teil belegen, daß man in allen diesen Dingen viel zu viel aneinander vorbeiredet. Man meint auf beiden Seiten das Richtige, aber die Teilnehmer sind zu individuell und zu sehr mit Imponderabilien belastet, als daß man sich ganz verstehen könnte.

Was zunächst Herr Prof. Hertz über die Abgrenzungsschwierigkeiten gesagt hat, stimmt. Aber wegen dieser Abgrenzungsschwierigkeiten kann man nicht das Bestehen des Problems an sich leugnen. Die gleichen Schwierigkeiten bestehen z. B. bei den Mundarten. Bekanntlich streiten die Philologen überhaupt, wie man Mundarten abgrenzen kann. Und doch wird die Tatsache der Mundart nicht gut zu leugnen sein. Ähnlich steht es beim Stammesproblem. Die Abgrenzung kann man natürlich je nach dem Standpunkt vornehmen, den man einnimmt. Ich möchte betonen: Man muß das Stammesproblem durchaus entwicklungsgeschichtlich behandeln. Es gibt konstante und variable Elemente. In dem Maße wird die Abgrenzung jeweils schwanken. Ich habe ausdrücklich gesagt: Man muß auseinanderhalten die immanenten Gesetze, nach denen die Mundarten ihren Geltungsbereich erweitern und verengen, und die Gesetze, nach denen Bevölkerungsgruppen sich ausbreiten und verengen. Ich habe das Wort Stamm nur ein einziges Mal gebraucht, und da ist es mir als Lapsus entrutscht. Ich habe immer von Bevölkerungsgruppen gesprochen, um die Dis-

kussion ganz neutral zu führen. Herr Prof. Hertz tut mir unrecht, wenn er mir deshalb, weil ich den Ausdruck Struktur gebraucht habe, unterstellen will, ich wollte Stamm und Struktur vermischen. Ich habe den Ausdruck Struktur durchaus in methodologischem Sinne gebraucht und habe Ihnen klarzumachen versucht, wie man selbst als Historiker, der sich geraume Zeit mit diesen Dingen beschäftigt hat, nur vom Fachgebiet aus und nur mit möglichst objektiven Maßstäben an die Erkenntnis dieser Dinge herangehen kann. Ich bin genötigt, Methoden zu finden, nach denen man diese Dinge wissenschaftlich behandeln kann. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich den Begriff Struktur eingeführt, um zu zeigen, daß es sich nicht um mechanische Dinge handelt, sondern daß man in die Art des Aufbaues eintreten muß. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, als ob ich mit den Begriffen Stamm und Struktur jonglieren wollte. Der Ausdruck war durchaus heuristisch gemeint und in methodologischem Sinne gebraucht.

Das Problem der großen Männer, das Herr Prof. Hertz berührt hat, ist eine reine Frage der Empirie. Es kommt ganz darauf an, ob ich nachweisen kann, daß Goethes Werke konkrete Übereinstimmungen mit der uns sonst bezeugten rheinfränkischen Literatur haben, oder es hängt ganz davon ab, ob die Werke Schillers mit der auch sonst bezeugten Literatur aus seiner Umgebung — natürlich eine Literatur, die vorher da war, nicht eine, die von ihm beeinflußt worden ist — gemeinsame Merkmale aufweisen. Ich muß bitten, das durchaus empiristisch zu behandeln. Wenn mir der Nachweis gelungen ist — er ist mir an verschiedenen Stellen gelungen —, dann folgen alle die großen Meister dem Stammesprinzip. Daran könnte ich dann nichts ändern. Ich möchte also die Frage durchaus auf Empirie abstellen.

Sodann bezweifelte Herr Prof. Hertz, daß wir nicht genug Material hätten. Ich bin in diesem Punkte durchaus optimistisch. Natürlich kann das nicht eine Wissenschaft allein fertigbringen. Bisher ist es nur von der Literaturgeschichte gemacht worden. Andere Disziplinen arbeiten vielfach auch daran. In der letzten Zeit sind eine ganze Reihe Publikationen über diese Probleme erschienen, die sehr schöne Ergebnisse gezeitigt haben. Wenn wir alle Geisteswissenschaften zusammennehmen, so haben wir eine solche Fülle von Material, daß man wahrhaftig nach den allgemein anerkannten wissenschaftlichen Prinzipien Schlüsse wagen darf. Ich muß aber nochmals bitten, mich nicht unter ein Sondergesetz zu stellen und von mir Dinge zu fordern, die Sie von einem Philologen oder von einem Historiker bestimmt nicht fordern werden. Ich möchte mich da einreihen und nicht strenger behandelt werden als alle anderen Wissenschaften zusammen.

Ich billige durchaus die Auffassung, daß die reinen blutsmäßigen Bindungen außerhalb der Soziologie fallen, daß das Soziologische erst dort anfängt, wo ein Geistiges in Erscheinung tritt. Aber darin sind wir Geisteswissenschaftler, soweit wir uns mit diesen Dingen beschäftigen, leider noch nicht sehr weit. Ich hoffe, daß die Tagung vielleicht den Anstoß dazu gibt, sich auch mit diesen Problemen zu beschäftigen. Ich persönlich habe mich immer davon ferngehalten, mit blutsmäßigen Argumenten zu operieren. Auch für mich fängt das Soziologische erst an, sobald eine Gemeinschaft sich künstlerisch äußert. Von diesem Punkt sind wir ausgegangen. Ich habe die literarischen Denkmäler zum Ausgangspunkt gewählt und Ihnen ein Verfahren aufzuzeigen versucht, wie man eventuell bei weiterer Ausbil-

dung der Methode und Verfeinerung der praktischen Handhabung aus dem künstlerischen Material auf den eigenartigen Habitus von soziologischen Gebilden Schlüsse ziehen könnte.

Sehr dankbar bin ich für die Bemerkung zu den Familiennamen. Hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich habe mich seit vielen Jahren mit Familienforschung beschäftigt. Ich weiß selbstverständlich, daß das Auftreten von gleichen Familiennamen für die Zusammengehörigkeit der Träger nichts beweist. Das sind klare Dinge. Aber Familien haben zweifellos auch ein Verbreitungsgebiet. Das steht empirisch fest. So erkennt beispielsweise der Ostpreuße die Salzburger am Familiennamen. Es gibt einfach Familiennamen, die nur Salzburger tragen. Wenn jemand in Ostpreußen Mannleitner heißt, so ist das ein Salzburger. In diesem Sinne habe ich das gemeint. Wenn in den sonst als mitteldeutsch bezeugten Gebieten Namen dieser Art stark verbreitet sind, in anderen Teilen Ostpreußens aber nicht, so will ich daraus nur folgern, daß die betreffende Familie sehr wahrscheinlich aus diesem Bereich stammt. Ich glaube, der Fall, der hier angeführt worden ist, ist ein etwas singulärer Fall. Solche Dinge kommen ja vor. In Mitteldeutschland, sagen wir Nordböhmen, westliches Schlesien, gibt es eine ganze Reihe von Namen, die lokal begrenzt sind. Die Forschung ist da noch nicht weit genug. Ich möchte wünschen, wir hätten einen Namenatlas. Selbstverständlich muß man die Verbreitung von Familiennamen durchaus genealogisch auffassen. Aber ein einziger Mann mit einem fremden Namen kann eine ganze Provinz mit diesem Namen verseuchen. Das ist eine Erfahrung, die wir verschiedentlich machen können. Ich glaube, ich bin verstanden worden.

Vorsitzender Prof. E u l e n b u r g:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich kann damit die Diskussion schließen. Ich spreche noch einmal den Referenten unseren Dank aus und darf wohl als Soziologe hinzufügen: Das Debüt, das der Historiker und Literaturhistoriker heute hier gegeben haben, ist eines der fruchtbarsten, die wir in letzter Zeit erhalten haben. Gerade die Tatsache, daß Herr Aubin und Herr Nadler von anderen Gesichtspunkten aus an die Sache herangingen, war für uns besonders erfreulich; die Diskussion hat gezeigt, daß die Befruchtung von ihnen auf uns jedenfalls guten Ertrag zeitigen wird. Sie haben vollkommen recht: was Sie von der Literaturhistorik gesagt haben, ist erst ein Anfang. Ich füge hinzu, daß ich einmal versucht habe, die Herkunft der Musiker festzustellen. Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens werden die Nationalökonomien auf gleichem Acker pflügen. Ich habe dasselbe vor auf anderen Gebieten, zunächst für Politiker und Staatsmänner. Mein Kollege Harms hat früher die Pfarrer vorgenommen und auf ihre Abstammung hin untersucht. Auf alle die Fragen, die Sie von Ihrem Standpunkt aus dargestellt haben, werden auch andere Wissenschaften ebenfalls Antworten erteilen müssen. Erst dann werden wir imstande sein, zu fragen: Gibt es so etwas wie eine spezifische Stammes- oder regionale Eigentümlichkeit? Sie haben jedenfalls in unser aller Sinn gesprochen, als Sie sagten, daß wir nicht von Vorurteilen, nicht von einem vagen allgemeinen Urteil über die Stammeseigentümlichkeit ausgehen dürfen, sondern daß wir konkret forschen müssen und erst dann zu einem allgemeinen wissenschaftlichen Ausdruck kommen kön-

nen. Ich darf Ihnen beiden noch einmal Dank dafür aussprechen, daß Sie gerade unserer Tagung ihren spezifisch wissenschaftlichen Charakter gewahrt haben.

Zum Schluß gebe ich unserem verehrten Vorsitzenden, Herrn Prof. Tönnies, das Wort.

Präsident Geheimrat T ö n n i e s:

Meine Damen und Herren! Es ist mir eine Genugtuung, hier bei dieser letzten Zusammenkunft der Mitglieder und Freunde der Deutschen Gesellschaft für Soziologie noch ein Wort zu sagen und der Befriedigung Ausdruck zu geben, daß die Tagung wohl gelungen ist. Es ist keine Kleinigkeit, sondern bringt mancherlei Verantwortung mit sich, eine solche Veranstaltung durchzuführen. Allein die Vorbereitung kostet schon sehr viele Mühen, wie jeder weiß, der einmal dabei mitgewirkt hat. Ich für meine Person wasche meine Hände in Unschuld. Ich habe kein Verdienst darum; es gebührt ausschließlich unserem ersten Schriftführer, Herrn Prof. v. Wiese, und demnächst Seiner Magnifizenz, dem Rektor dieser Hochschule, der uns hier die Stätte bereitet und uns so gastlich empfangen hat. Auch diesen beiden Herren möchte ich hier unseren Dank aussprechen, den ich im Namen der Gesellschaft äußern darf.

Damit habe ich die Ehre, mich von Ihnen zu verabschieden und Ihnen zu danken für das lebhafteste Interesse mit der Bitte, es der Sache zu erhalten.

Hiermit schließe ich den 7. Deutschen Soziologentag.
